STEPHEN LEATHER

Des Teufels Plan

Buch

Jack Nightingales letzter Arbeitstag als Verhandlungsführer bei der Polizei endete damals damit, dass die neunjährige Sophie Underwood in ihren Tod stürzte. Seitdem ist es Jack zwar gelungen, seine eigene Seele vor dem Teufel zu retten, doch Sophies Hilfeschreie verfolgen ihn Tag und Nacht. Als ein Londoner Gangmitglied, das ohne jede Hirnaktivität in einem Krankenhausbett vor sich hin vegetiert, immer wieder Jacks Namen sagt, wird Nightingale klar, dass Sophie verzweifelt seine Hilfe braucht. Aber warum?

Währenddessen ist der Londoner Hauptkommissar Ronald Chalmers fest entschlossen, Jack für den Beinah-Mord an dem Gangmitglied die Schuld in die Schuhe zu schieben, doch Jacks Gedanken kreisen nur um Sophie und die Frage, ob sie in ewigen Höllenqualen gefangen ist – oder ob er selbst das Opfer von finsteren Dämonen ist, die ihn foltern und in die Irre führen wollen, um seine Seele in ihre Gewalt zu bringen. Wenn er Antworten finden und sein Leben retten will, muss Jack sich sowohl Chalmers und der Polizei entgegenstellen als auch den Londoner Gangs und der Hölle selbst. Doch die Zeit läuft ihm davon, denn das Böse ist bereits viel näher, als er ahnt …

Autor

Stephen Leather wurde in Manchester geboren. Er studierte Biochemie an der University of Bath. Bevor er sich 1992 ganz dem Schreiben widmete, war er als Journalist tätig. Stephen Leather lebt in Irland.

Von Stephen Leather außerdem bei Blanvalet erschienen:

Höllennacht (37814) – Brut des Teufels (37813)

Stephen Leather

Des Teufels Plan

Thriller

Aus dem Englischen
von Barbara Ostrop

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel *Nightmare* bei Hodder & Stoughton,
an Hachette UK company, London

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe November 2013
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe by Stephen Leather 2012
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Johannes Frick unter Verwendung
von Motiven von © plainpicture/Lohfink; Arcangel-Images
Redaktion: Werner Bauer
AF · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38252-1

www.blanvalet.de

1

Jack Nightingale schlug die Augen auf und stellte fest, dass er die Mündung einer Maschinenpistole – genauer gesagt einer MP5 von Heckler & Koch – direkt vor der Nase hatte. Eine Polizeiwaffe also. Toll.

»Wenn Sie irgendwas anderes als Ihren Schwanz in der Hand halten, drücke ich ab«, knurrte der Scharfschütze, der mit der Waffe auf ihn zielte. Der Polizist trug Kevlar-Helm und Schutzbrille.

»Das ist nicht die offizielle … Warnformel, oder?«, fragte Nightingale. Noch zwei bewaffnete Polizisten tauchten am Fußende seines Bettes auf, und deren Waffen waren ebenfalls auf seinen Kopf gerichtet. »Was zum Teufel ist hier eigentlich los?«

Der Scharfschütze starrte Nightingale ohne zu blinzeln mit grauen Augen an. »Nehmen Sie Ihre Hände sehr langsam unter der Bettdecke hervor«, sagte er. Er sprach die Worte betont deutlich aus.

»Ich habe keine Waffe, und ich bin splitterfasernackt«, schimpfte Nightingale.

»Zeigen Sie uns einfach Ihre Hände, und zwar hübsch langsam«, forderte der Scharfschütze ihn auf.

Nightingale tat wie geheißen, schob die Arme unter der Bettdecke hervor und hob sie an. Ein vierter Beamter tauchte

auf, packte Nightingales Handgelenke und fesselte sie rasch mit Plastikhandschellen.

»Haben Sie irgendwelche Waffen in der Wohnung, Nightingale?«, fragte eine Stimme vom Fußende des Bettes her. Nightingale schielte nach dem Mann. Er trug eine kugelsichere Weste über einem dunkelblauen Anzug. Es war Superintendent Ronald Chalmers. Groß, grau meliert und ’ne Menge Schuppen auf den Schultern.

»Was zum Teufel ist hier los, Chalmers?«

»Wir werden Ihre Wohnung sowieso auf den Kopf stellen, da sagen Sie es uns besser gleich«, mahnte der Superintendent. »Haben Sie irgendwelche Waffen hier?«

»Natürlich nicht.«

Chalmers nickte zur Tür hinüber. »Schaffen Sie ihn da raus, und fangen Sie mit diesem Raum hier an.«

Der Beamte, der Nightingale die Hände gefesselt hatte, zerrte ihn aus dem Bett.

»Lassen Sie mich wenigstens meine Blöße bedecken«, protestierte Nightingale.

Der Superintendent zerrte das Bettlaken von der Matratze und warf es ihm zu. Nightingale fing es auf, und der Beamte schob ihn durch die Tür ins Wohnzimmer. Zwei weitere Beamte in schwarzen Overalls, kugelsicheren Westen und Helmen standen mit ihren Waffen in den Händen beim Esstisch.

Nightingale hüllte sich so gut es ging in das Laken und setzte sich aufs Sofa. Ein beleibter Mann in einem dunkelblauen Overall kniete neben einer Kunststoff-Werkzeugkiste bei der Wohnungstür. »Haben Sie etwa mein Schloss geknackt?«, fragte Nightingale.

»Ich mache nur meine Arbeit«, gab der Mann zurück. Er war in den Sechzigern, und seine Glatze war von dunkelbraunen Leberflecken übersät.

»Na ja, ich hoffe, Sie bekommen die Überstunden bezahlt.« Nightingale schaute auf die Uhr. Es war fünf Uhr früh und draußen noch dunkel.

Chalmers kam aus dem Schlafzimmer und funkelte Nightingale wütend an. »Wo ist die Pistole, Nightingale?«

»Was für eine Pistole denn?«

»Wir nehmen diese Bude hier komplett auseinander, wenn es sein muss«, sagte der Superintendent.

»Ja? Na, dann sollten Sie aber besser einen Durchsuchungsbefehl haben.«

Chalmers griff in sein Jackett und brachte ein Dokument zum Vorschein. Er warf es auf den Couchtisch.

»Durchsuchungsbefehl hin oder her, die Metropolitan Police zahlt auf jeden Fall für alle Schäden«, verkündete Nightingale.

Ein uniformierter Sergeant tauchte in der Tür auf. Chalmers drehte sich nach ihm um, und der Sergeant schüttelte den Kopf. »Küche und Bad«, sagte Chalmers. »Und dann das Gästezimmer.« Der Sergeant kehrte ins Schlafzimmer zurück und sprach mit seinen Männern. Chalmers zeigte auf Nightingale. »Klamotten anlegen«, sagte er.

»Nehmen Sie mich fest?«

»Garantiert, wenn Sie jetzt nicht da reingehen und sich anziehen«, antwortete der Superintendent.

Nightingale hob die Hände. »Wie denn, mit gefesselten Händen?«

Chalmers seufzte und nahm ein Schweizer Messer aus der Hosentasche. Er klappte eine kleine Klinge auf, schnitt die Plastikhandschellen durch und ließ sie auf den Boden fallen. Nightingale rieb sich die Handgelenke. »Worum geht es eigentlich, Chalmers?«, fragte er.

»Ziehen Sie sich an. Sie werden es bald herausfinden.«

2

Nightingale wurde die Treppe zur Straße hinuntergeführt. Er war mit Handschellen – diesmal mit »richtigen« an einen stämmigen Constable gekettet, der eine knallgelbe Leuchtjacke über einer kugelsicheren Weste trug. Nightingale hatte eine schwarze Jeans, einen blauen Pullover und eine Lederjacke angezogen, blöderweise aber vergessen, seine Zigaretten und sein Feuerzeug vom Nachttisch mitzunehmen. »Sie haben wohl keine Zigaretten dabei?«, fragte er den Polizisten.

»Schlechte Angewohnheit«, meinte der Mann grinsend und zog die Seitentür eines Polizeitransporters auf. Es war ein grauer Mercedes-Sprinter mit dem Schriftzug TSG darauf. Die Territorial Support Group. Die Sondereinheit für öffentliche Ordnung, die schwere Truppe der Metropolitan Police. Dahinter standen zwei Limousinen. Bewaffnete Polizisten verstauten ihre Ausrüstung im Kofferraum.

»Na ja, nicht ganz so abstoßend, wie im Morgengrauen bei unbescholtenen Leuten einfach in die Wohnung einzudringen«, meinte Nightingale.

Der Polizist stieg in den Transporter und zerrte Nightingale an den Handschellen hinter sich her. Hinten saßen zwei bewaffnete Polizeibeamte in schwarzen Overalls, kugelsicheren Westen und mit Kevlar-Helmen auf dem Kopf. Sie hielten ihre MP5 auf dem Schoß. Nightingale lächelte ihnen zu und winkte mit der freien Hand. »Rechnet ihr mit Schwierigkeiten, Jungs?«, fragte er, während er sich setzte.

Die beiden Männer starrten ihn mit ausdrucksloser Miene an.

Weitere bewaffnete Beamte stiegen hinten in einen Volvo V70 ein, der als Fahrzeug für bewaffnete Polizisten ge-

kennzeichnet war. Der Fahrer schaltete Sirene und Blaulicht ein. In der ganzen Straße kam Bewegung in Vorhänge und Jalousien.

Nightingale sah den Polizisten an, der neben ihm saß. »Damit macht ihr euch keine Freunde, das wisst ihr«, sagte er. »Die meisten Leute müssen morgens zur Arbeit.«

Chalmers kam aus Nightingales Wohnhaus und nickte dem Fahrer des Transporters zu, während er hinten in einen schwarzen Opel Vectra stieg.

Der Fahrer legte den Gang ein und folgte dem Volvo mit den bewaffneten Polizisten; Chalmers reihte sich hinter ihnen ein. Sie fuhren im Konvoi auf die Südseite der Themse und über die Vauxhall Bridge nach Stockwell. Schließlich hielten sie vor dem Haupteingang des Lambeth Hospital.

Chalmers stieg aus dem Opel, trat zu den Männern im Volvo und sprach mit ihnen. Daraufhin fuhr der Wagen mit den bewaffneten Polizisten los und machte sich auf den Rückweg nach Nord-London. Chalmers stapfte zum Transporter. Ein magerer Polizist mit rotem Haar und Sommersprossen auf Nase und Wangen zog die Seitentür auf. »Raus mit Ihnen«, knurrte der Oberbulle Nightingale an.

Nightingale und der Constable stiegen aus. Der Festgenommene hielt seine Hände in den Handschellen hoch. »Das ist nicht nötig, Chalmers. Ich werde ja wohl kaum abhauen, oder?«

Chalmers erwiderte nichts. Er machte auf dem Absatz kehrt und ging ins Krankenhaus, Nightingale und der Polizist folgten ihm. Die Leute sahen sich nach ihnen um, als sie durch die Eingangshalle zu einer Reihe von Aufzügen traten. Schweigend fuhren sie zum vierten Stock hinauf, zur Intensivstation. Sie gingen einen Korridor entlang, aus dem man durch Glasscheiben in kleine Zimmer sehen konnte,

wo Patienten, meistens ältere, an Maschinen hingen, die sie entweder überwachten oder am Leben hielten. Die Ärzte und Krankenschwestern beachteten die Polizisten nicht. Sie tauschten sich bei der Arbeit aus, und über dem Stimmengewirr lag das Piepsen der Sensoren.

»Würden Sie mir vielleicht sagen, was hier läuft, Chalmers?«, fragte Nightingale, aber der Superintendent beachtete ihn nicht. Nightingale grinste den Polizisten an. »Vielleicht bekommt seine Frau ja ein Kind, und er möchte, dass ich der Patenonkel werde«, sagte er. Der Polizist blickte finster zurück, erwiderte aber nichts.

Am hinteren Ende des Korridors saß ein junger Constable auf einem Stuhl und las Zeitung. Er blickte auf, sah, dass Chalmers kam, stand rasch auf und versteckte die Zeitung hinter dem Rücken. Chalmers marschierte an dem Mann vorbei und öffnete die Tür des Krankenzimmers. Er trat ein und deutete mit dem Daumen auf Nightingale. »Rein mit Ihnen«, sagte er.

Nightingale ging voran, gefolgt von seinem Aufpasser. Der Mann, der vor ihm im Krankenhausbett lag, war afro-karibischer Herkunft und Ende zwanzig. Kabel führten von seiner Brust zu einem EKG-Gerät, das neben seinem Bett stand und leise piepte. Sein Kopf steckte unter einem Verband, der den Schädel und ein Auge bedeckte. Das unbedeckte Auge war geschlossen.

»Kennen Sie ihn?«, fragte Chalmers.

Nightingale zuckte mit den Schultern. »Schwer zu sagen, so, wie er zugerichtet ist.«

»Das ist Dwayne Robinson«, erklärte Chalmers. »Mitglied einer Gang in Brixton. Jemand hat ihm vor sechs Monaten eine Kugel in den Hinterkopf gejagt; seitdem liegt er im Koma.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Wo waren Sie am zwanzigsten Juli?«

Nightingale lachte. »Soll das Ihr Ernst sein? Woher soll ich das wissen? Wer weiß denn schon genau, was er vor einem halben Jahr gemacht hat?«

»Dann könnten also Sie derjenige gewesen sein, der ihm das Gehirn aus dem Schädel gepustet hat?«

Nightingale grinste den Superintendenten höhnisch an. »Gilt so was heutzutage als Verhör, oder wie? Schauen Sie mal, Chalmers, ich weiß ja, dass Sie nicht gerade der Hellste sind, aber was bringt Sie auf den Gedanken, dass ich irgendwas damit zu tun hatte? Ich bin normalerweise nicht gerade der Erste, den Trident als Zeugen bei der Aufklärung von Bandenkriminalität befragt.«

»Wir glauben nicht, dass hier ein Schwarzer einen Schwarzen angeschossen hat. Zeugen haben einen Weißen gesehen, der vom Tatort weggerannt ist.«

»Erstens renne ich nicht besonders gut«, entgegnete Nightingale. »Zweitens bin ich nicht oft auf der Südseite des Flusses. Und drittens lauf ich nicht herum und erschieße Leute.«

»Aber letzthin sind eine Menge Leute in Ihrem Umfeld gestorben, oder?«, sagte Chalmers. »Angefangen bei Ihrem Vater.«

»Meinem leiblichen Vater. Und er hat sich selbst getötet, erinnern Sie sich?« Nightingale zeigte auf den Mann im Bett. »Worum geht es hier? Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen, und ich habe mit Sicherheit nicht auf ihn geschossen.«

Die Tür ging auf, und ein indischer Arzt kam herein. Er nickte Chalmers zu. »Ich hoffe, das dauert nicht lange, Superintendent. Ich habe nicht gerne so viele Leute auf der Intensivstation.«

»Nur noch ein paar Minuten, Dr. Patel. Hat es seit gestern Abend irgendeine Veränderung gegeben?«

Der Arzt nahm ein Klemmbrett vom Fußende des Bettes, betrachtete es und schüttelte dann den Kopf.

»Robinson liegt im Koma, seit ihn die Kugel getroffen hat«, erklärte Chalmers Nightingale. »Seine Gehirnaktivität ist minimal. Er wird nie mehr aufwachen. Jedenfalls hat man das geglaubt. Bis gestern.« Chalmers starrte auf das piepsende EKG-Gerät und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Na gut, Chalmers, ich beiße an«, sagte Nightingale unwirsch. »Was war gestern?«

»Sie werden schon sehen«, sagte Chalmers. Er blickte den Arzt an. »Wie oft?«, fragte er.

»Noch immer etwa jede halbe Stunde«, antwortete der Arzt. »Es müsste gleich so weit sein.« Er klemmte das Kurvenblatt wieder am Fußende des Bettes fest und stellte sich neben Chalmers, die Hände tief in den Taschen seines weißen Kittels vergraben.

»Würde mir bitte jemand sagen, was hier vor sich geht?«, fragte Nightingale. Kaum hatte er geendet, durchlief Robinsons Körper ein krampfhaftes Zucken, als hätte er einen epileptischen Anfall. Seine Arme bebten, seine Fersen hämmerten gegen die Matratze, sein Rücken drückte sich durch, und das EKG-Gerät begann rasend schnell zu piepsen.

»Sind Sie sich sicher, dass das so in Ordnung mit ihm ist?«, fragte Chalmers den Arzt.

»Nichts, was wir tun, hat irgendeine Wirkung. Wir haben es mit Antikonvulsiva, allen Epilepsie-Medikamenten, Schmerzmitteln und Muskelrelaxantien versucht. Nichts hilft. Und es ist eine rein körperliche Reaktion; seine Gehirnaktivität ist nicht im Geringsten betroffen.«

Robinson verharrte plötzlich reglos. Dann holte er lang und tief Atem. »Jack«, sagte er beim Ausatmen. Wieder holte er tief Luft. »Jack Nightingale.«

Nightingale erstarrte.

Chalmers grinste ihn an. »Sie sind dem Mann also nie zuvor begegnet, ja? Warum nennt er dann Ihren Namen?«

»Keine Ahnung.«

»Er identifiziert den Täter, der auf ihn geschossen hat, das ist es, was er tut. Was wir hier haben, ist eine Aussage auf dem Sterbebett, und die hat vor Gericht großes Gewicht.«

»Er ist nicht tot, er liegt im Koma«, entgegnete Nightingale.

»Das läuft aufs Gleiche hinaus«, erwiderte Chalmers.

»Wie denn das?«, fragte Nightingale. »Wenn er wüsste, dass er im Sterben liegt, und mich als den Täter benennen würde, wäre es tatsächlich eine Aussage auf dem Sterbebett. Aber er liegt im Koma und hat mir überhaupt nichts vorgeworfen.«

»Ich würde das nicht als Koma einstufen«, erklärte der Arzt. »Angesichts der gravierenden Schädigung gibt es keinerlei Hoffnung für ihn, irgendwelche Gehirnfunktionen wiederzuerlangen. Ehrlich gesagt hätten wir unter gewöhnlichen Umständen bereits über die Möglichkeit nachgedacht, seine Organe zu entnehmen. Abgesehen von der Kopfverletzung ist Mr. Robinson tatsächlich in sehr guter körperlicher Verfassung. Er atmet selbstständig, sein Herz ist gesund, und seine Körperfunktionsdaten sind positiv. Er könnte noch zehn oder zwanzig Jahre so leben. Aber es ist nicht so, als läge er in einem Koma, aus dem er eines Tages aufwachen könnte.«

Chalmers hob die Hand, um den Arzt zum Schweigen zu bringen. »Ich meine das eher juristisch als medizinisch«, erklärte er. »Mr. Robinson hat Nightingale eindeutig als Täter identifiziert.«

»Er spricht meinen Namen aus, das ist alles«, sagte Nightingale.

»Aber Sie haben doch gesagt, dass Sie ihn nicht kennen«, meinte Chalmers. »Wenn das stimmt, warum nennt er dann Ihren Namen?«

Nightingale trat einen Schritt in Richtung Bett, aber der Polizist, an den er gefesselt war, rührte sich nicht.

»Nehmen Sie ihm die Handschellen ab«, sagte Chalmers.

Der Polizist nahm einen Schlüssel aus seiner Tasche und schloss die Handschellen auf. Nightingale trat näher zum Bett und massierte dabei sein rechtes Handgelenk.

»Jack«, murmelte der Mann erneut. »Jack Nightingale.«

Nightingale blickte zum Arzt hinüber. »Keine Gehirnaktivität, hatten Sie das nicht gesagt?«

Der Arzt nickte und zeigte auf einen grünen Monitor. »Sehen Sie die flachen Linien dort? Das ist die neuronale Aktivität. Gelegentlich regt sich dort etwas, und durch laute Geräusche oder grelles Licht können wir eine Reaktion provozieren, aber die ist fast mit Gewissheit rein vegetativ. Er hat einen großen Teil seines Gehirns verloren.«

»Und was ist dann los?«, fragte Nightingale. »Warum spricht er jetzt?«

»Weil er uns sagt, wer auf ihn geschossen hat«, erklärte Chalmers. Er beugte sich übers Bett. »Mr. Robinson, können Sie mich hören? Ich bin Superintendent Chalmers. Können Sie mir sagen, was in der Nacht passiert ist, als auf Sie geschossen wurde?«

»Sie verschwenden Ihre Zeit, Superintendent«, bemerkte der Arzt. »Er ist vollkommen unkommunikativ.«

»Das werde ich selbst beurteilen, wenn Sie gestatten«, erklärte Chalmers. Er gab Nightingale einen Wink. »Sagen Sie etwas zu ihm«, forderte er ihn auf.

»Was meinen Sie?«

»Vielleicht reagiert er dann. Koma-Patienten erwachen

manchmal aus dem Koma, wenn sie eine Stimme hören, die sie erkennen.«

»Superintendent, er liegt nicht im …«, begann der Arzt, doch Chalmers brachte ihn mit einem eisigen Blick zum Schweigen.

»Schön, machen Sie doch, was Sie wollen«, sagte der Arzt und ging brummend aus dem Zimmer.

»Sagen Sie etwas zu ihm«, forderte Chalmers Nightingale erneut auf und nickte zum Mann im Bett hinüber.

»Was denn?«

»Sagen Sie ihm, dass Sie da sind. Nennen Sie ihm Ihren Namen.«

»Das ist doch lächerlich. Haben Sie nicht gehört, was der Arzt gesagt hat?«

»Tun Sie es einfach, Nightingale. Wenn Sie nichts zu verbergen haben.«

Nightingale starrte den Superintendent verächtlich an und wandte sich wieder dem Bett zu. Er beugte sich so tief über Robinson, dass er einen pickligen Ausschlag auf seiner Wange und die Härchen sehen konnte, die ihm aus der Nase wuchsen. »Ich bin Jack Nightingale«, flüsterte er.

»Lauter«, sagte Chalmers.

Nightingale seufzte. »Hier ist Jack Nightingale. Ich bin da.«

Robinson holte tief Luft und atmete langsam aus. Nightingale wurde von dem widerlichen Gestank fast schlecht, und er wich zurück.

»Das hier ist reine Zeitverschwendung«, sagte er. »Ich habe ihn nie zuvor gesehen, und ich habe mit Sicherheit nicht auf ihn geschossen.«

»Jack?«, murmelte Robinson. »Bist du da?«

Chalmers winkte Nightingale näher zum Bett. »Ich bin

da«, sagte Nightingale. Er runzelte die Stirn. Er war sich sicher, dass er Robinson nicht kannte, und ebenso sicher, dass Robinson ihn nicht kannte.

»Warum hilfst du mir nicht, Jack?« Seine Stimme war ein raues Flüstern, kaum vernehmbar.

Nightingale beugte sich tiefer. »Was?«

»Es gefällt mir hier nicht. Ich will heim.« Robinson atmete tief ein und dann langsam wieder aus.

»Was hat er gesagt?«, fragte Chalmers.

Nightingale machte sich nicht die Mühe, ihm zu antworten. »Wo bist du?«, fragte er den Mann im Bett.

Robinson atmete wieder tief ein. »Ich weiß es nicht«, antwortete er. Seine Stimme war ein leises Rasseln, und seine Lippen bewegten sich kaum. »Ich habe Angst.«

Nightingale erschauerte.

»Bitte hilf mir, Jack. Lass mich nicht hier.«

Chalmers schob Nightingale zur Seite. »Mr. Robinson, können Sie bestätigen, dass es Mr. Nightingale war, der auf Sie geschossen hat?«

Robinsons Brust hob und senkte sich langsam.

»Es ist nicht er, der da spricht«, erklärte Nightingale leise.

»Unsinn«, erwiderte Chalmers. »Spielt da Ihrer Meinung nach vielleicht einer den Bauchredner?«

Nightingale hielt Robinsons linke Hand. Sie war warm und trocken. »Sophie, bist du das?«, fragte er.

»Wer zum Teufel ist Sophie?«, fragte Chalmers.

Nightingale beachtete ihn nicht. Er drückte sanft Robinsons Hand. »Ich bin es, Sophie. Jack.«

»Jack?«, fragte Robinson mit rauer Stimme.

»Ich bin hier, Sophie.«

»Ich will heim«, sagte Robinson. »Bitte hilf mir, Jack.«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Sophie. Ich weiß nicht, wie ich dir helfen soll.«

Robinsons Brust hob und senkte sich nicht mehr. Nightingale schaute auf den Vitaldatenmonitor. Dort war alles wie zuvor.

»Sophie?«

Nightingale zuckte zusammen, als Chalmers ihn an der Schulter packte. »Was spielen Sie da für ein Spiel, Nightingale?«

Nightingale schüttelte die Hand des Superintendenten ab. »Sophie?«

Robinson lag vollkommen reglos da.

Chalmers deutete mit dem Kinn auf den Polizisten am Fußende des Bettes. »Holen Sie den Arzt jetzt wieder her«, sagte er. Der Polizist eilte aus dem Raum. »Na gut, Nightingale, das reicht jetzt. Treten Sie zurück.«

Nightingale ließ Robinsons Hand los. Im selben Augenblick, in dem seine Finger auf die Matratze fielen, schoss Robinson im Bett hoch. Er riss sein unverbundenes Auge auf, und dann schrie er los. Chalmers trat einen Schritt zurück, stolperte über ein elektrisches Kabel und kämpfte, mit den Armen rudernd, um sein Gleichgewicht. Er taumelte gegen einen Stuhl und fiel fluchend zu Boden.

Nightingale zuckte nicht einmal zusammen. Er schaute unverwandt auf Robinson, der weiter aus voller Kehle schrie und starr geradeaus schaute. Dann hörte das Schreien genauso schnell auf, wie es angefangen hatte, und Robinson fiel aufs Kopfkissen zurück. Die Überwachungsgeräte stießen einen Summton aus, und auf dem Korridor ging ein Alarm los. Von zwei Krankenschwestern gefolgt, stürmte der Arzt ins Intensivpflegezimmer. »Verschwinden Sie jetzt hier«, schrie er Chalmers an. »Wo zum Teufel ist der Notfallwagen?«

3

Nightingale streckte die Beine aus und stöhnte. Er saß in einem Verhörzimmer in der Polizeiwache Charing Cross. An der Decke brannten Leuchtstoffröhren hinter einer Schutzverglasung, und hoch oben in einer Wand befand sich ein Fenster aus Glasbausteinen. Auf Hüfthöhe verlief ein metallener Alarmstreifen an der Wand entlang, mit dem innerhalb von Sekunden Hilfe herbeigerufen werden konnte, wenn man ihn drückte. »Gibt es irgendwelche Aussichten auf einen Kaffee?«, fragte Nightingale.

»Die sind in etwa so groß wie die Möglichkeit, dass in der Hölle eine Eiszeit ausbricht«, antwortete Superintendent Chalmers. Er blickte zu seinem Kollegen hinüber, der zwei brandneue Audiokassetten auspackte. »Wird es heute vielleicht noch was, Evans?«, fragte er.

»Tut mir leid, Sir, die Folie geht schlecht ab.«

Nightingale hatte ein paarmal mit Dan Evans zusammengearbeitet, als er noch bei der CO19 gewesen war, der bewaffneten Einheit der Metropolitan Police. In den zwei Jahren seit Nightingales Entlassung hatte Evans mehrere Kilo zugelegt, und sein Haar war jetzt grau meliert. Er war Ende dreißig, sah aber gut zehn Jahre älter aus.

Evans schaffte es, die Kassetten aus ihrer Folienverpackung herauszubekommen, und schob sie in den Rekorder. Der stand auf einem Metallbord, das über dem Tisch an der Wand angebracht war. Chalmers nickte Evans zu, und dieser drückte auf ›AUFNAHME‹. Chalmers blickte zur Wanduhr bei der Tür und anschließend auf seine Armbanduhr. »Wir haben Dienstag, den vierten Januar, und es ist jetzt sieben Uhr fünfundvierzig. Ich bin Superintendent Ronald Chal-

mers. Verhört wird Jack Nightingale.« Er schaute Nightingale erwartungsvoll an. Nightingale lächelte, erwiderte aber nichts. Chalmers' Blick wurde wütend. »Kommen Sie schon, Sie wissen doch inzwischen, wie es läuft. Nennen Sie Ihren Namen für das Band.«

»Ich denke, ich übe mein Recht auf Schweigen aus«, erwiderte Nightingale. »Ich möchte Sie allerdings darauf hinweisen, dass Sie mir meine Rechte nicht vorgelesen haben.«

»Ich habe Ihnen Ihre Rechte nicht vorgelesen, weil ich Sie noch nicht offiziell beschuldigt habe«, entgegnete Chalmers. »Nennen Sie mir jetzt also Ihren Namen fürs Band.«

»Sagen Sie *bitte.«*

»Sie stellen meine Geduld auf eine harte Probe.« Chalmers beugte sich über den Tisch zu Nightingale vor.

»Ich bin nicht beschuldigt worden. Ich bin nicht verhaftet worden, kann hier also weggehen, wann immer ich will«, fuhr Nightingale fort. »Wenn Sie wollen, dass ich bleibe, müssen Sie mir einen Kaffee bringen, und wenn ich meinen Namen fürs Band sagen soll, müssen Sie mich nett darum bitten.«

Chalmers nickte Evans zu, und der Inspector schaltete das Aufnahmegerät aus. »Wären Sie so gut?«, bat Chalmers Evans.

Der Inspector stand auf.

»Mit Milch und ohne Zucker«, sagte Nightingale. »Und ich brauche eine Zigarette.«

»Sie dürfen hier drin nicht rauchen«, erklärte Chalmers.

Nightingale lächelte sarkastisch. »Sie haben mich aus meiner Wohnung geschleppt, ohne mir Zeit zu lassen, meine Glimmstängel mitzunehmen. Ich brauche ein Päckchen Marlboro und ein Feuerzeug.«

»Wir kaufen Ihnen keine Zigaretten, Nightingale.«

Nightingale zuckte mit den Schultern. »Dann bin ich hier weg.« Er machte Anstalten aufzustehen, aber Chalmers winkte ihm, sitzen zu bleiben.

»Okay, wir besorgen Ihnen Zigaretten.«

»Und ein Bacon-Sandwich«, sagte Nightingale. »Die Bestimmungen verbieten, dass man mich hungern lässt.«

»In den Vorschriften steht aber nichts über Bacon-Sandwiches. Wir schauen, was es in der Kantine gibt.« Er sah Evans an. »Drei Kaffee und ein Päckchen Zigaretten für Mr. Nightingale. Und ein Sandwich – Bacon, falls möglich.«

»Marlboro«, fügte Nightingale munter hinzu. »Red.«

»Dafür muss ich raus auf die Straße«, sagte Evans zu seinem Vorgesetzten.

Chalmers winkte ab. »Besorgen Sie es einfach«, sagte er. Evans warf dem Superintendent ein angespanntes Lächeln zu und ging hinaus.

Nightingale verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich zurück. »Sollen wir uns vielleicht so lange mit einer Scharade die Zeit vertreiben?«, fragte er.

»Sie halten das hier für ein Spiel, oder?«

»Ich glaube, dass Sie Ihre Zeit verschwenden, und meine gleich mit.«

Der Superintendent stand auf und richtete anklagend den rechten Zeigefinger auf Nightingale. »Wir werden ja sehen, wer zuletzt lacht«, verkündete er.

Nightingale gähnte und reckte sich.

»Ich verrate Ihnen jetzt etwas, das Sie nicht wissen, Nightingale. Unmittelbar nach unserem Aufbruch aus dem Krankenhaus ist Dwayne Robinson gestorben. Hier handelt es sich jetzt um eine Mordermittlung.« Er grinste, als er Nightingales Reaktion sah. »Dachte ich mir doch, dass Ihnen das das Lächeln aus dem Gesicht wischt.«

4

Nightingale aß sein Bacon-Sandwich auf, trank einen Schluck Kaffee und lächelte Chalmers an. »So, ich bin fertig, wenn Sie es sind.«

Chalmers blickte ihn finster an. »Wenn Sie mir noch ein einziges Mal dumm kommen, beschuldige ich Sie offiziell und sorge dafür, dass Ihnen alle Kleider zur kriminaltechnischen Untersuchung abgenommen werden«, sagte er. »Dann können Sie vierundzwanzig Stunden im Papieranzug in einer Zelle sitzen und Ihre Zigaretten vergessen.«

Nightingale starrte den Superintendenten eisig an, erwiderte aber nichts.

Chalmers nickte Evans zu, und der Inspector drückte die Aufnahmetaste. »Es ist jetzt acht Uhr zweiundfünfzig am Dienstag, dem vierten Januar, und ich bin Superintendent Ronald Chalmers. Das Band wurde abgeschaltet, während wir Mr. Nightingale etwas zu essen und zu trinken besorgt haben. Sagen Sie bitte Ihren Namen fürs Band.«

»Jack Nightingale. Und nur fürs Band möchte ich gerne noch hinzufügen, dass der Bacon ein bisschen arg fett war.«

Evans musste grinsen und schaute auf sein Notizheft hinunter. Chalmers starrte Nightingale wütend an. »Und bei mir ist …«

»Detective Inspector Dan Evans.«

»Mr. Nightingale ist informiert worden, dass Dwayne Robinson seinen Verletzungen erlegen ist und er es nun mit einer Mordermittlung zu tun hat«, fuhr Chalmers fort und nahm einen schlanken goldenen Cross-Kugelschreiber aus seiner Jacketttasche.

»Ich möchte darauf hinweisen, dass ich hier bin, um Ih-

nen bei Ihren Ermittlungen zu helfen«, sagte Nightingale. »Ich bin nicht beschuldigt worden, und ich habe nicht um Rechtsbeistand gebeten.«

»Das habe ich zur Kenntnis genommen«, erwiderte Chalmers. »Heute Morgen haben wir Sie zu Mr. Robinson auf die Intensivstation des Lambeth Hospital gebracht.«

»Nachdem Sie mich mit vorgehaltener Waffe aus dem Bett gezerrt hatten«, fügte Nightingale hinzu.

Chalmers reagierte nicht auf die Unterbrechung, doch seine Finger packten den Kuli fester. »Mr. Robinson wurde am zwanzigsten Juli letzten Jahres durch einen Kopfschuss verletzt. Können Sie mir sagen, wo Sie an diesem Tag waren?«

»Nein«, antwortete Nightingale.

»Nein?«

»Das ist beinahe ein halbes Jahr her. Wie soll ich heute wissen, was ich letzten Juli getan habe? Können Sie mir sagen, was Sie damals am zwanzigsten gemacht haben? Was haben Sie zum Frühstück gegessen? Um wie viel Uhr sind Sie nach Hause gekommen? In welcher Position haben Sie Ihre Frau sexuell befriedigt …«

»Nighting…«

»Für Sie *Mr.* Nightingale. Wir wollen nicht vergessen, dass ich nicht beschuldigt worden bin.«

Chalmers holte tief Luft, und das erinnerte Nightingale daran, wie Robinson eingeatmet hatte, bevor er zu reden begann. »Sie sind also nicht bereit, Auskunft zu geben, wo Sie sich am zwanzigsten Juli letzten Jahres aufgehalten haben?«

»Bereit bin ich schon, aber nicht in der Lage. Was für ein Wochentag war der zwanzigste denn?«

»Es war ein Dienstag. Genau wie heute.«

»Dann dürfte ich tagsüber gearbeitet haben. Wahrscheinlich im Büro. Aber ich könnte auch im Rahmen eines Auf-

trags unterwegs gewesen sein. Da müsste ich meine Assistentin fragen. Sie führt meinen Terminkalender.«

»Es ist also möglich, dass Sie am zwanzigsten Juli in Brixton waren?«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass ich im Sommer überhaupt einmal in Brixton war; aber wie schon gesagt, mein Terminkalender wird darüber Auskunft erteilen. Oder Sie können sich meine Mobilfunkdaten anschauen.«

»Ihre Mobilfunkdaten?«

»Mein Handy hat GPS. Falls ich am zwanzigsten Juli in Brixton gewesen sein sollte, könnte mein Mobilfunkanbieter Ihnen das sagen.«

»Es sei denn, Sie hätten Ihr Handy an diesem Abend zu Hause gelassen. Oder es jemand anderem gegeben.«

»Das ist doch lächerlich«, sagte Nightingale.

»Ich bitte Sie einfach nur, mir Auskunft zu geben, wo Sie am Abend des zwanzigsten Juli waren. Und Sie scheinen nicht willens, das zu tun.«

»Sprechen Sie mit meiner Assistentin Jenny McLean. Sie wird Bescheid wissen, wo ich an jenem Abend war. Aber ich bin mir verdammt sicher, dass ich nicht bewaffnet war, und genauso sicher, dass ich Robinson nicht erschossen habe.«

Chalmers legte seinen Kuli weg und verschränkte die Hände auf dem Tisch. So schaute er Nightingale wortlos an. Nightingale erwiderte seinen Blick. Chalmers wandte, wie er wusste, eine Standardverhörtechnik an. Man ließ ein langes Schweigen entstehen und hoffte, dass der Verdächtige von sich aus mit dem Reden anfangen würde. Oft haute das auch hin. Niemand saß gerne schweigend da, und die Leute wurden nervös; dann fingen sie an zu plappern, und wenn man Glück hatte, verhedderten sie sich in Widersprüche. Nightingale lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

Chalmers' Blick wurde hart, als er begriff, dass Nightingale das Spiel auch beherrschte. Nightingale sah, wie die Fingerknöchel seines Gegenübers weiß wurden, und lächelte.

»Finden Sie das hier komisch?«, fragte Chalmers.

»Eher lächerlich als komisch«, antwortete Nightingale. »Was für Beweise haben Sie denn genau, die mich mit dem Mord an Robinson in Verbindung bringen?«

Chalmers legte den Kopf zurück und starrte Nightingale wütend an. »Sie waren im Krankenhaus und haben ihn selbst gehört. Mr. Robinson hat Sie mehrmals als seinen Mörder identifiziert.«

»Das ist nicht das, was geschehen ist, und das wissen Sie auch«, widersprach Nightingale. »Zunächst einmal: Als wir da waren, war er noch nicht tot, von einem Mörder kann also gar nicht die Rede sein.«

»Dann eben als den Täter«, erwiderte Chalmers und griff nach seinem Gold-Kuli. »Wenn Sie es auf Haarspalterei angelegt haben, gut. Er hat Sie vor seinem Tod als den Täter identifiziert.« Er starrte Nightingale an und klopfte dabei mit dem Kuli auf ein offenes Notizheft.

Nightingale starrte zurück. Der einschüchternde Blick und das lange Schweigen waren beides Taktiken, die im Grundlagenkurs Verhörtechnik am Hendon Police College in Nordwest-London gelehrt wurden. Die einfachste Art, beiden Methoden zu begegnen, bestand darin, den Mund zu halten und gar nichts zu sagen.

»Hat es Ihnen die Sprache verschlagen, Nightingale?«, fragte Chalmers.

»Ich brauche eine Zigarette«, erklärte Nightingale. Evans hatte außer dem Bacon-Sandwich und Kaffee auch eine Packung Marlboro und ein gelbes Einwegfeuerzeug in den Verhörraum mitgebracht.

»Das Rauchen kann warten«, sagte Chalmers.

Nightingale blickte nachdrücklich auf seine Armbanduhr. »Meine letzte Zigarette habe ich vor beinahe zwölf Stunden geraucht, und ich qualme normalerweise vierzig am Tag«, erklärte er. »Ich leide derzeit also unter Nikotinentzugssymptomen, was bedeutet, dass alles, was ich während dieses Verhörs sage, mit Vorsicht zu genießen ist.«

»Wovon reden Sie eigentlich, zum Teufel noch mal, Nightingale?«

»Der niedrige Nikotinspiegel in meinem Blut wird medizinische Nebenwirkungen auslösen, die alles fragwürdig machen, was ich sage. Außerdem könnte man vorsätzlichen Nikotinentzug als Form der Folter betrachten, und er ist fast mit Sicherheit eine Verletzung meiner Menschenrechte.« Er lächelte liebenswürdig. »Die einfachste Option wäre, mich einfach zum Rauchen nach draußen gehen zu lassen.« Er deutete mit dem Daumen auf Evans. »Dan hier ist Raucher; er kann mir Gesellschaft leisten.«

»Ich rauche nicht«, protestierte der Inspector. Er blickte zu Chalmers hinüber. »Ich bin kein Raucher, Sir.«

5

Nightingale ertappte Evans dabei, wie er seine Zigarette sehnsüchtig beäugte, und hielt ihm das Päckchen hin.

»Meine Frau bringt mich um«, sagte Evans.

»Ihr Geheimnis ist bei mir sicher«, erwiderte Nightingale. Sie standen auf dem Parkplatz hinter dem Gebäude, wo eine hohe, mit Stacheldraht gekrönte Backsteinmauer sie von der

Straße abschirmte. Ein blaues Metalltor ging rasselnd auf, und zwei Detectives in einem Zivilfahrzeug, einem Opel Vectra, fuhren hinaus.

Evans nahm grinsend eine Zigarette aus der Packung. Nightingale zündete sie ihm an, und Evans inhalierte genüsslich und blies dann langsam Rauch zum Himmel hinauf. »Wissen Sie, wenn es Bronchitis, Krebs und Herzerkrankungen nicht gäbe, wären Zigaretten einfach großartig.«

»An diesen ganzen Krankheiten sind doch die Gene viel mehr als die Fluppen schuld«, meinte Nightingale. Das Metalltor schloss sich rasselnd.

»Glauben Sie wirklich?«

Nightingale zog lange an seiner Zigarette, stieß den Rauch aus und antwortete dann: »Wenn Zigaretten Krebs verursachten, würde doch jeder Raucher Krebs bekommen. Aber so ist es nicht. Weniger als fünfzehn Prozent der Raucher erkranken an Lungenkrebs. Fünfundachtzig Prozent bleiben gesund. Wie kann man da behaupten, dass Zigaretten Krebs verursachen?«

»Weil Lungenkrebs unter Rauchern viel häufiger vorkommt.«

»Jeder stirbt mal«, meinte Nightingale.

»Da haben Sie recht.« Evans lächelte Nightingale an. »Und es fühlt sich gut an, oder? Das Rauchen?«

»Sonst würden wir es ja nicht machen«, stimmte Nightingale zu. Er zog wieder lange an der Zigarette und hielt den Rauch in der Lunge fest. Er meinte fast zu spüren, wie das Nikotin in sein Blut sickerte, durch seine Adern strömte und ihn neu belebte. Evans hatte recht. Rauchen war ein gutes Gefühl. Er atmete langsam aus und sah zu, wie der Qualm sich allmählich auflöste. Er blickte zu Evans hinüber, der dasselbe tat, und sie kicherten wie zwei Lausbuben.

»Wann haben Sie das erste Mal gequalmt?«, fragte Nightingale.

»In der Schule, wo sonst? Im sprichwörtlichen Fahrradschuppen. Ich war damals dreizehn. Benson & Hedges. Musste husten wie ein Blöder, und mir ist beinahe schlecht geworden, aber ich hatte angebissen. Und Sie?«

»Ich habe spät angefangen«, antwortete Nightingale. »Mit sechzehn. Im Pub. Damals, als man noch nicht gleich ins Gefängnis geworfen wurde, wenn man in einer Kneipe geraucht hat.«

»Streng genommen zahlt man nur eine Geldbuße«, entgegnete Evans. Er schnippte Asche auf den Boden. »Was war Ihre erste Marke?«

Nightingale hielt seine Zigarette hoch. »Marlboro«, sagte er. »Red. Eine andere Marke rauche ich nicht.«

»Ich nehme, was man mir gibt«, meinte Evans. »Ich sage mir, wenn ich nicht selber welche kaufe, kann ich behaupten, dass ich mit dem Rauchen aufgehört habe.« Er lachte. »Meine Frau hasst den Geruch. Bevor ich heimgehe, muss ich erst mal ein Päckchen Kaugummi kauen.« Er seufzte und steckte die Zigarette wieder zwischen die Lippen.

Sie rauchten eine Zeitlang schweigend. Ein TSG-Transporter fuhr auf den Parkplatz, und eine Schar Beamter stieg lachend und scherzend aus und ging zur Kantine. Zwei uniformierte Constables in Leuchtjacken kamen aus der Wache, nickten Evans zu und schlenderten zur Mauer hinüber, wo sie sich auch eine ansteckten.

»Ist es Chalmers mit dieser Robinson-Sache ernst?«, fragte Nightingale.

Evans zuckte mit den Schultern. »Er will Sie wegen irgendwas drankriegen«, meinte er. »Das mit Robinson erfüllt diesen Zweck.«

»Er greift doch nach einem Strohhalm. Warum sollte ich denn das Mitglied einer Brixtoner Gang erschießen wollen?«

»Wahrscheinlich sagt er sich, dass er Sie nur mit genug Dreck bewerfen muss, irgendwas wird dann schon kleben bleiben. Er konnte Sie schon nicht ausstehen, als Sie noch Polizist waren, und jetzt, wo Sie Privatschnüffler sind, verabscheut er Sie sogar noch mehr.«

»Aber er hat nichts in der Hand. Nur, dass Robinson meinen Namen nennt.«

»Aber das ist es ja gerade, oder?«, meinte Evans. »Wenn Sie Robinson nie begegnet sind, warum sollte er das dann tun? Er ist beziehungsweise *war* gehirntot, oder warum sagte er dann Ihren Namen?«

Nightingale stieß Rauch aus. »Es ist ein Rätsel«, bemerkte er.

»Aber Sie haben gesagt, dass Sie ihm nie begegnet sind«, hakte Evans nach. »Er wird doch Ihren Namen nicht einfach aus der Luft gegriffen haben.«

»Sie waren nicht dabei.«

»Nein, aber ich war gestern Abend da, als wir hinzugerufen wurden.«

»Wie ist es dazu gekommen?«

»Robinson begann zu reden. Keine Gehirnaktivität, aber die Worte kamen aus seinem Mund. Ihr Name. Jack Nightingale. Der Arzt berichtete es dem Polizisten, der vor der Tür sitzt, und der hat seinen Chef angerufen; der Chef hat Ihren Namen durch den Computer laufen lassen, und Chalmers hat einen Anruf erhalten.« Er lächelte bedauernd. »Und so bin ich aus dem Bett gerissen worden, als meine Olle mir gerade meine wöchentliche Dosis verpassen wollte.«

»Das tut mir leid«, meinte Nightingale.

»Tja, nicht so leid wie mir«, erwiderte Evans. »Jedenfalls,

Chalmers schleppt mich nach Lambeth, wir gehen auf die Intensivstation, und tatsächlich, Robinson nennt Ihren Namen. Chalmers wird ganz aufgeregt und bestellt gleich für den Morgen ein bewaffnetes Einsatzkommando.«

»Also, so, wie das Budget der Metropolitan Police beschnitten worden ist, sollte man meinen, er wüsste was Besseres mit seinem Geld anzufangen.«

»Na ja, das mit Ihnen nimmt er, glaube ich, persönlich. Und das sollten Sie eigentlich auch verstehen können. Schauen Sie doch nur, wie die Leichen sich um Sie häufen. Das ist einfach nur Zufall, ja?«

»Chalmers scheint anderer Meinung zu sein.«

»Aber ganz unrecht hat er nicht, oder? Leute, die in Ihre Nähe kommen, scheinen die unangenehme Gewohnheit zu haben, sich entweder selbst umzubringen oder getötet zu werden. Was ist da also los? Sind Sie verflucht, ist es das? Sind Sie so eine Art Unglücksbringer?« Er lachte, hörte aber auf, als er Nightingales ernste Miene sah. »Sie wissen, was los ist, stimmt's? Es ist kein Zufall, oder?«

»Dan, das wollen Sie gar nicht wissen. Und selbst wenn ich es Ihnen sagte, würden Sie mir nicht glauben.«

»Versuchen Sie es doch.«

Nightingale seufzte. Die Beamten in den Leuchtjacken lachten über etwas, und einer schaute in seine Richtung. Nightingale spürte, dass sie über ihn lachten, und kehrte ihnen den Rücken zu. Er sah Evans an und lächelte. »Okay, wenn Sie es wissen wollen, sage ich es Ihnen.« Er zog an seiner Zigarette, stieß Rauch aus und zuckte dann mit den Schultern. »Sie wissen ja, dass mein leiblicher Vater sich umgebracht hat. Aber was Sie nicht wissen, ist, dass Ainsley Gosling Satanist war. Ein Teufelsanbeter. Er hat meine Seele an eine Teufelin verkauft, eine fiese Schlampe namens Proserpina. Es ist mir gelungen,

meine Seele von ihr zurückzubekommen, aber dann stellte sich heraus, dass Gosling auch die Seele meiner Schwester verkauft hatte, von deren Existenz ich gar nichts wusste. Also musste ich mit einem weiteren Dämon aus der Hölle verhandeln, und als Teil der Abmachung schickte Proserpina drei ihrer Gefolgsleute, um mich zu töten. Und so ziemlich jeder, der in der Lage sein könnte, mir zu helfen, stirbt eines gewaltsamen Todes, bevor ich mit ihm sprechen kann. Ich denke, das fasst die Lage ziemlich gut zusammen, Dan. Jetzt zufrieden?«

Evans schüttelte traurig den Kopf. »Sie sind ein Mistkerl, Nightingale. Ich wollte Ihnen nur helfen.« Er zog ein letztes Mal an seiner Zigarette, warf die Kippe auf den Boden und trat sie aus. »Sie sollten nicht vergessen, wer Ihre Freunde sind.« Er zeigte zur Tür. »Schaffen Sie Ihren Arsch wieder da rein.« Der gute Dan. Vielleicht hätte er einfach mal die Akte ein bisschen genauer lesen sollen.

6

Nightingale setzte sich und spielte mit seinem Zigarettenpäckchen, während Evans die Aufnahmetaste drückte und dem Superintendenten zunickte. Chalmers blickte zur Wanduhr auf. »Es ist jetzt neun Uhr zwanzig am Dienstag, dem vierten Januar. Ich bin Superintendent Ronald Chalmers und setze zusammen mit Inspector Dan Evans das Verhör von Jack Nightingale fort. Nun, Mr. Nightingale, wir haben über das gesprochen, was heute Morgen im Lambeth Hospital vorgefallen ist.«

»Wenn Sie es sagen«, erwiderte Nightingale.

»Sie haben mehrmals gehört, wie Mr. Robinson Ihren Namen ausgesprochen hat, ist das richtig?«

»Das war nicht er«, gab Nightingale zurück.

Chalmers schnaubte verächtlich. »Ich kann Ihnen versichern, dass der Mann, den wir auf der Intensivstation gesehen haben, zweifelsfrei Dwayne Robinson war.«

»Sein Körper, ja. Aber nicht Robinson hat gesprochen.«

Evans stöhnte auf und rutschte auf seinem Stuhl herum. Chalmers blickte zum Inspector hinüber und schüttelte dann langsam den Kopf. »Wir haben ihn beide sprechen gehört. Wir haben beide gehört, wie er Ihren Namen gesagt hat. Er hat Sie als seinen Mörder identifiziert.«

»Wie schon gesagt, zu dem Zeitpunkt war er noch nicht tot. Gehirntot, vielleicht, aber das ist nicht dasselbe wie richtig tot.«

»Aber jetzt ist er tot. Richtig tot. Und heute Morgen hat er Sie, bevor er gestorben ist, als den Täter identifiziert.«

»Das ist nicht das, was geschehen ist.«

»Mr. Nightingale, ich gehe davon aus, dass Sie Dwayne Robinson am Abend des zwanzigsten Juli letzten Jahres in den Kopf geschossen haben und dass er Sie heute Morgen als Täter identifiziert hat.«

»Es war nicht Robinson, der gesprochen hat«, wiederholte Nightingale.

»Wer war es denn dann? Ich werde vor Gericht beschwören, dass dort Dwayne Robinson im Krankenhausbett gelegen hat.«

»Sie wissen, wer es war«, erklärte Nightingale. »Es war Sophie.«

Chalmers blickte auf sein Notizheft hinunter und klickte mit dem Kugelschreiber. »Auf der Intensivstation haben Sie den Namen Sophie erwähnt. Wen haben Sie damit gemeint?«

Nightingale verschränkte die Arme vor der Brust. »Worauf legen Sie es hier eigentlich an, Chalmers?«, fragte er.

»Wie Sie genau wissen, Mr. Nightingale, geht es mir darum herauszufinden, wer Dwayne Robinson ermordet hat. Und was mich anbelangt, sind Sie der Hauptverdächtige. Also, wer war nun diese Sophie, die Sie im Krankenhaus immer wieder erwähnt haben?«

»Sie haben es schon vergessen, oder?«, fragte Nightingale höhnisch.

»Wovon reden Sie da?«

»Sie wissen ganz genau, wer sie ist.« Nightingale holte tief Luft. »Sophie Underwood.«

Chalmers runzelte die Stirn. »Sophie Underwood? Woher kenne ich diesen Namen?«

Evans hob das Kinn und sah den Superintendenten an. »Das war das kleine Mädchen, das vor zwei Jahren in Chelsea Harbour gestorben ist«, erklärte er. Er nickte zu Nightingale hinüber. »Das Kind, das …« Er ließ den Satz unvollendet.

Chalmers schaute wieder zu Nightingale. »Das Mädchen, dessen Vater Sie aus dem Fenster geworfen haben?«

»Angeblich.«

»Und was hat Sie dazu gebracht, von ihr zu sprechen? Steht sie auf irgendeine Weise mit Dwayne Robinson in Beziehung?«

»Sie begreifen es einfach nicht, oder?«, fragte Nightingale. »Nicht Robinson hat da gesprochen, sondern Sophie.«

Chalmers grinste höhnisch. »Ach ja?«

Nightingale verschränkte die Finger und beugte sich über den Tisch zum Superintendenten vor. »Es war Sophie. Sie hat mich gebeten, ihr zu helfen. Das haben Sie doch gehört, oder? Sie will meine Hilfe.«

Chalmers blickte zu Evans hinüber und dann wieder auf

Nightingale. »Wollen Sie ernsthaft behaupten, dass ein Mädchen, das vor zwei Jahren gestorben ist, durch Dwayne Robinson zu Ihnen gesprochen hat?« Chalmers lehnte sich zurück und klopfte mit dem Kuli auf sein Notizheft. »Wollen Sie sich mit Unzurechnungsfähigkeit herausreden, Nightingale? Nun, ich sage Ihnen, dass das nicht hinhauen wird.«

»Sie haben doch gehört, was sie gesagt hat«, erklärte Nightingale. »Sie waren da.«

»Ich habe gehört, wie Dwayne Robinson mehrmals Ihren Namen ausgesprochen hat, und zwar nach meinem Dafürhalten, weil er Sie als seinen Mörder identifiziert hat.«

»Es war nicht er. Wie hätte er es gewesen sein können? Sie haben doch gehört, was der Arzt gesagt hat. Dwayne Robinson war gehirntot. Er kann nicht derjenige sein, der gesprochen hat.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Nightingale? Behaupten Sie etwa, dass ein totes Mädchen Ihnen aus dem Jenseits eine Botschaft überbracht hat?«

Nightingale fuhr sich mit der Hand durchs Haar und rieb sich den Nacken. Die Sehnen dort fühlten sich so hart wie Stahldraht an.

»Hat es Ihnen wieder die Sprache verschlagen, Nightingale?«

»Ich weiß nicht, was los ist«, sagte Nightingale. »Aber es war Sophie.«

Chalmers nickte langsam. »Ich verstehe sehr wohl, was hier los ist«, sagte er. »Das war der Tag, an dem Ihr Leben vor die Hunde gegangen ist, oder? Sie haben das mit dem kleinen Mädchen vermasselt; Sie haben den Vater des Kindes aus dem Bürofenster geworfen und Ihre Karriere gleich mit. Und glauben Sie ja nicht, wir hätten das mit dem Vater vergessen. Dieser Fall ist immer noch offen.«

Nightingale zuckte mit den Schultern.

»Nur, weil er mit seiner Tochter rumgemacht hat, hatten Sie noch lange nicht das Recht, ihn zu töten«, erklärte Chalmers.

Nightingale zuckte wieder mit den Schultern.

»Kein Kommentar?«

»Es klingt so, als stünde Ihre Meinung ohnehin schon fest«, sagte Nightingale.

»Diese Sophie, wie alt war sie?«

»Neun, als sie gestorben ist. Jetzt wäre sie elf.« Nightingale griff nach seinem Päckchen Marlboro und spielte damit herum.

»Und warum sollte sie Ihrer Meinung nach mit Ihnen sprechen wollen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Glauben Sie, dass sie Ihnen die Schuld an ihrem Tod gibt?«

Nightingale zog die Augenbrauen zusammen. »Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, dass hier vielleicht einfach Ihr schlechtes Gewissen am Werk ist. Vielleicht werfen Sie sich vor, dass Sie für Sophies Tod und den Tod ihres Vaters verantwortlich sind. Das sind schlimme Schuldgefühle, und nach meiner Erfahrung finden Schuldgefühle früher oder später ihren Ausdruck.«

»Sie waren doch heute Morgen dabei, Chalmers. Sie haben sie gehört.«

»Ich habe gehört, wie Dwayne Robinson kurz vor seinem Tod Ihren Namen genannt hat.«

»Sophie hat durch ihn gesprochen. Sie möchte, dass ich ihr helfe.«

»Ihr ist nicht mehr zu helfen. Sie ist tot.«

Nightingale seufzte und schaute nachdrücklich auf seine Uhr. »Ich muss mich um mein Geschäft kümmern«, erklärte er.

»Sie sind selbständiger Privatdetektiv«, sagte Chalmers.

»Schauen Sie, Chalmers, ich habe Dwayne Robinson nicht ermordet, und Sie haben keinerlei Beweise, an denen sich das Gegenteil festmachen ließe. Sie haben nichts weiter in der Hand, als dass Robinson meinen Namen genannt hat, und das habe ich ja jetzt erklärt.«

»Mit der Behauptung, dass eine tote Neunjährige ihn als ihre Bauchrednerpuppe verwendet hat? Glauben Sie etwa, dass ich Ihnen das abkaufe?«

»Abkaufe, verkaufe, stehle, das ist mir piepegal.« Nightingale stand auf. »Ich bin hier weg. Die einzige Möglichkeit für Sie, mich weiter festzuhalten, ist, mich offiziell zu beschuldigen. Und falls Sie das tun, werde ich Sie schneller auf Haftentschädigung verklagen, als Sie ›Colin Stagg‹ sagen können.«

Chalmers starrte Nightingale wütend an, erwiderte aber nichts. Nightingale machte die Tür auf und ging hinaus.

7

Jenny McLean saß an ihrem Schreibtisch, trank einen Becher Kaffee und las den *Guardian,* als Nightingale hereinkam. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, das ihr nicht ganz bis zum Knie reichte, und hatte das blonde Haar zum Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie stellte ihren Becher ab und sah ihn spöttisch an. »Du bist unrasiert«, sagte sie.

»Und ich habe auch nicht geduscht. Oder gefrühstückt. Ganz früh am Morgen hat mich die Polizei abgeholt. Ich komme jetzt auf direktem Wege von der Wache.«

»Und was hast du getan?«, fragte Jenny.

»Einen Drogendealer in Brixton erschossen«, antwortete Nightingale. »Angeblich.« Er hängte seine Jacke an einen Garderobenständer neben der Tür und ging zu seinem eigenen Büro durch, das auf die Straße hinausging. »Gibt es Aussicht auf einen Kaffee?« Neben seinem Computer standen zwei alte Starbucks-Tassen, und er warf sie in den Abfalleimer.

Jenny stand von ihrem Schreibtisch auf und folgte ihm in sein Büro. »Du hast einen Drogendealer erschossen?«

»Angeblich«, wiederholte Nightingale. Er ließ sich auf seinen Stuhl fallen und legte die Füße auf den Schreibtisch. »Natürlich habe ich keinen Drogendealer erschossen. Und wann war ich zum letzten Mal in Brixton?« Er strich sich mit der Hand übers Kinn. »Glaubst du, ich sollte mich rasieren? Habe ich heute irgendeinen Termin?«

»Um drei, und danach sollst du diesem Rechtsanwalt in St. Johns Wood deine Dienste anpreisen. Du siehst beschissen aus, also, ja, du solltest dich rasieren. Und duschen musst du auch.«

»Aber erst mal einen Kaffee, ja?«

Jenny seufzte und ging zur Kaffeemaschine hinüber. »Warum haben Sie dich denn im Verdacht?«, fragte sie, während sie Kaffee in einen Becher einschenkte.

»Das ist kompliziert«, erklärte Nightingale und nahm eine Ausgabe der *Sun* zur Hand. »Aber es gibt keine stichfesten Beweise. Tatsächlich sogar überhaupt keine Beweise.« Er blickte auf, als sie ihm den Kaffee brachte. »Du kannst mir wahrscheinlich nicht sagen, was ich letztes Jahr am zwanzigsten Juli gemacht habe, oder?«

»Ist das dein Ernst?«

Nightingale griff nach seinem Becher. »Sie fordern vielleicht einen Beweis, früher oder später.«

Jenny trat hinter seinen Schreibtisch und tippte auf seine Computermaus. »Du weißt doch, wie das hier funktioniert, oder?«

Nightingale blickte gequält drein. »Irgendwie kann ich den Kalender nie finden«, sagte er.

»Du klickst auf dieses Icon«, erklärte sie. »Das, wo ›Kalender‹ steht. Wirklich, Jack, es wird Zeit, dass du wie wir anderen den Weg ins dritte Jahrtausend findest.« Sie tippte etwas in die Tastatur und blickte auf ein Kalenderblatt, das den ganzen Bildschirm einnahm. »Dienstag?«, fragte sie. »Dienstag, den zwanzigsten?«

»Ja, das haben die Freunde von der Bullerei gesagt.«

»Du hattest um achtzehn Uhr einen Termin mit Mr. Winters. Ein Scheidungsfall. Er ist nach der Arbeit gekommen, erinnerst du dich? Er wollte, dass du seine Frau während einer Konferenz in Brighton beschattest.«

Nightingale zuckte mit den Schultern. »Der Name sagt mir nichts.«

»Jack, jetzt komm schon. Du bist für zwei Tage im Hilton Metropole abgestiegen und hast es in der Bar auf eine Rechnung von neunzig Pfund gebracht.«

»Ich erinnere mich an Brighton, und ich erinnere mich an Mrs. Winters und den Kerl, mit dem sie gevögelt hat, aber an Mr. Winters erinnere ich mich nicht. Warst du da?«

»Ich habe ihn hereingelassen und bin dann gegangen. Er war ein großer Mann mit Glatze. Er trug einen Münzring am Finger und ein dickes Goldarmband. Hat mich ›Darling‹ genannt, worauf ich nicht so stehe. Wann ist der Drogendealer erschossen worden?«

»Am Abend. Nach der genauen Zeit habe ich nicht gefragt. Hast du irgendeine Ahnung, was ich nach dem Termin mit Winters gemacht habe?«

Jenny lächelte. »Manchester United hat gegen Liverpool gespielt.«

Nightingale lachte laut auf. »Warum hast du das nicht gleich gesagt? Ich war mit Robbie im Pub und habe das Spiel angeschaut. United hat zwei zu null gewonnen, und ich hatte mit Robbie gewettet. Ich habe ihm zwanzig Pfund abgeknöpft.« Das Lächeln wich langsam aus seinem Gesicht, als die Erinnerung zurückkehrte. Robbie hatte ihm das Geld ausgezahlt, aber darauf bestanden, dass Nightingale es in einer ordentlichen Flasche Rotwein anlegte, die sie gleich an Ort und Stelle austranken. Vier Monate später war Robbie gestorben. Ein schwarzes Taxi hatte ihn überfahren, als er über die Straße gegangen war. Ein dummer, sinnloser Unfall. »Im Pub wird man sich an mich erinnern«, meinte Nightingale. »Der Wirt kennt mich. Sei so gut und rufe demnächst mal Winters an. Frag ihn einfach nur, ob er sich daran erinnert, dass er hier war, und um welche Zeit er gegangen ist. Ich werde mit dem Wirt sprechen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich gar nicht genug Zeit gehabt hätte, auf die Südseite der Themse zu fahren, um jemanden zu erschießen.«

»Kennst du den Mann? Den Mann, der erschossen worden ist?«

»In meiner Zeit als Polizist war ich nie für Drogen zuständig«, antwortete Nightingale. »Und auf der Südseite der Themse hatte ich auch selten zu tun.«

Jenny setzte sich auf seine Schreibtischkante. »Was ist passiert, Jack?« Sie nahm ihm die Zeitung aus der Hand und warf sie auf den Schreibtisch. »Die Polizei nimmt norma-

lerweise keine Leute wegen Mordes an einem Drogendealer fest, wenn sie nicht einen vernünftigen Grund dafür hat.«

»Also erstens war es Chalmers, von vernünftig kann also nicht die Rede sein. Und zweitens, von allen …« Er zuckte mit den Schultern und beendete den Satz nicht.

»Was denn? Was verschweigst du mir?«

»Du wirst mich für verrückt halten.«

»Ich glaube, da ist das Kind sowieso schon in den Brunnen gefallen.«

Nightingale blickte zu ihr auf. Sie lächelte, aber er sah ihrem Gesicht an, dass sie sich ernstlich Sorgen machte. Er erklärte ihr, was auf der Intensivstation vorgefallen war. In ihrer besorgten Miene zeichnete sich zunehmend Entsetzen ab. »Siehst du, ich wusste doch, dass du mich für verrückt hältst.«

»Es war ihre Stimme?«

»Nein, es klang wie ein noch nicht dreißigjähriges Gangmitglied aus Brixton. Aber er kann unmöglich selbst geredet haben. Die Kugel hat einen großen Teil seines Gehirns zerstört. Dem Arzt zufolge war er gehirntot.«

»Du glaubst also, dass Sophie aus dem Jenseits mit dir Kontakt aufnimmt? Das ergibt mehr Sinn, oder?«

Nightingale zuckte mit den Schultern. »Als ich Chalmers davon erzählt habe, war er der Meinung, ich litte unter Schuldgefühlen. Ich bildete mir das ein, weil ich mich für ihren Tod verantwortlich fühlte.«

»Und, ist das so?«

»Ob ich mich dafür verantwortlich fühle? Komm schon, Jenny, was glaubst du wohl? Ich war da, als sie gesprungen ist. Wäre ich anders vorgegangen, vielleicht …« Er schüttelte den Kopf. »Wer weiß das schon, oder? Vielleicht hätte ich versuchen sollen, mich auf sie zu stürzen und sie festzuhalten, vielleicht hätte ich etwas sagen können, was sie dazu

bewegt hätte, den Balkon zu verlassen, vielleicht wäre besser jemand anders hochgegangen und hätte mit ihr geredet … Hätte, könnte, sollte, stimmt's?«

»Du warst da, um ihr zu helfen, nicht wahr? Das war dein Beruf.«

»Ja, ich war da, um zu helfen, aber das habe ich nicht getan, oder? Es sei denn, die Bedeutung von ›helfen‹ hätte sich im Wörterbuch plötzlich verändert. Sie ist vom Balkon gesprungen und gestorben, und die Antwort auf deine Frage lautet, ja, ich fühle mich dafür verantwortlich. Aber das bedeutet nicht, dass ich plötzlich Stimmen höre.«

»Aber es war nicht ihre Stimme, oder? Du hast gesagt, es war die Stimme des Mannes. Warum glaubst du dann, dass es Sophie war?«

»Warum sollte irgendein verdammter Drogendealer mich um Hilfe bitten?«

»Die bessere Frage ist, warum sollte Sophie das tun? Sie ist tot, Jack. Was wirst du also unternehmen?«

»Ich lese jetzt die *Sun* und trinke meinen Kaffee. Dann fahre ich heim, dusche und ziehe mich um. Danach komme ich ganz frisch und knackig hierher zurück und nehme meinen Termin um fünfzehn Uhr wahr.«

»Und das ist alles?«

»So habe ich es vor.« Er nahm seinen Kaffeebecher in die Hand.

»Und was ist mit Sophie?«

Nightingale lächelte. »Wenn es wichtig ist, wird sie sich schon wieder melden.«

Jenny starrte ihn mehrere Sekunden lang an, seufzte dann aufgebracht und kehrte zu ihrem Schreibtisch zurück. Nightingale trank seinen Kaffee und wünschte sich, er wäre nur halb so entspannt, wie er tat. Es war Sophie gewesen, die

versucht hatte, auf der Intensivstation mit ihm zu reden, da war er sich sicher. Und was auch immer sie von ihm wollte, er war sich genauso sicher, dass sie erneut versuchen würde, Kontakt mit ihm aufzunehmen.

8

Mrs. Chan war die Inhaberin und Wirtin des kleinen chinesischen Restaurants im Erdgeschoss von Nightingales Wohnhaus. Sie winkte ihm zu, als er am Fenster vorbeiging, und er erwartete sie auf dem Bürgersteig, während sie zu ihm herausgeeilt kam. Sie war nur einen Meter fünfzig groß und hatte ein rundes Gesicht und eine Brille mit dicken Gläsern – was an einen Maulwurf erinnerte, der gerade aus seinem Bau kommt. »Mr. Jack, alles ist in Ordnung?«, fragte sie. Sie war vor dreißig Jahren mit ihrem Mann aus Hongkong eingewandert, aber ihr Englisch war immer noch so, als wäre sie gerade aus dem Flugzeug gestiegen. Ihr Mann war vor fünf Jahren gestorben, und jetzt führte sie das Restaurant zusammen mit ihren beiden Töchtern. Ihr Sohn war wieder in Hongkong und leitete dort eine äußerst erfolgreiche Immobiliengesellschaft.

»Alles ist bestens, Mrs. Chan.«

»Nachbarn sagen, Polizei nimmt Sie mit.«

»Das war ein Missverständnis.«

»Sie sehen schrecklich aus.«

»Danke für Ihre Ehrlichkeit«, sagte er, aber Mrs. Chan hatte keinen Sinn für Humor und nickte ernst.

»Sie nicht rasieren. Und Sie schlecht riechen.«

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Stephen Leather

Des Teufels Plan
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38252-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Wir sehen uns in der Hölle, Jack Nightingale!

Seit dem Tag, an dem ein junges Mädchen vor seinen Augen in den Tod stürzte, ist Jack Nightingales Leben nicht mehr dasselbe. Zweifel und Selbstvorwürfe verfolgen ihn – ebenso wie die Hilfeschreie der Neunjährigen. Stecken die Mächte der Finsternis, die es auf Nightingales Seele abgesehen haben, hinter seinen Qualen? Oder besteht für ihn die Chance, sein Versagen von damals wiedergutzumachen?

Der Titel im Katalog